Ob schon die elfte Morgenstunde hat geschlagen — Denn das laß dir in aller Liebe sagen — Von elf bis ein allein Besuch ist schicklich — Kämst früher du, du machtest dich unglücklich — Du träfst den Hauswirt noch im Schlafrock an — Und erst die Damen, ei, es wär um dich getan — Wenn man alsdann halb zwölf nun an der Türe steht — Dann läut' man an der Schelle vorsichtig und diskret — Damit, wenn einer etwa wär im Haus neugös — Der Lärm ihn nicht gleich mürrisch mach und bös. — Erscheint ein Diener oder Mädchen nun auf das Signal — Dann nimm, kommst du zum erstenmal, — die Karte zierlich gleich in deine rechte Hand — Und macht man auf dein Fragen dir bekannt — Die Herrschaft sei heut' leider nicht zu sprechen — Dann mußt die linke Ecke du nach vorne brechen — Und dann die Karte so dem Mädchen übergeben — Kannst mit zurückgelassenem Gruß dann heimwärts streben — Doch auch, im Fall, wenn man Bescheid dir gab — Der Herr sei da, gib deine Karte ab — Damit dein Name, der drauf zierlich prangt — Auch unverstümmelt zu dem hohen Herrn gelangt — Hier noch ein Wort, wie Karten müssen sein — Nicht gar zu groß, doch auch nicht allzu klein — Der Nam' sei klar gedruckt, wie's sich gebührt — Doch eleganter ist's, wenn er litographiert. — Schirm, Stock und Ueberrock häng' an die Wand — Doch laß noch schön den Hut in deiner Hand — Nur mußt die Oeffnung du ja nicht nach oben halten — Denn gerade bei dem Hut muß hohe Weisheit walten — Laß ihn nicht los, bis man dir anders sagt — Doch wehe dem, der dann es meuchlings wagt — Ihn auf den Tisch, auf's Sofa hinzusetzen — Wie kannst den Anstand du so frech verletzen — Dort auf die Erde stell den Wicht, ja untern Stuhl — Veracht ihn tief, als hört' er in den Pfuhl. — Zuerst jedoch, sieh hier, da steht's im Buch — Der Referendar tat aus der Pfeife einen mächt'gen Zug — Muß vor dem Wirte du dich tadellos verbeugen — Denn dies will nur von rechter Bildung zeugen — Lädt man dich ein, nun Platz zu nehmen — so mögest du doch ja nicht wähnen — Für einen Ref'rendar sei's Sofa da — Nur Damen ich auf diesem weichen Sitze sah — Drum greif den nächsten Stuhl mit sicherer Hand — Und setz dich drauf, langsam und ganz galant — Nimm dich in Acht, denn bist du korpulent — Nimmt leicht ein starker Fall ein böses End — Die Stühle, merk dir, die sind oft gar leicht gebaut — Drum heißt es aufgepaßt und zugeschaut — Und wenn sie krachen schon beim Niederlassen — Dann mag man ja das Schaukeln bleiben lassen — Sonst ach, doch wer mag diese Schmach besingen — Sie würd' von selber schon durch's ganze Städtchen klingen. — Kommt nun die Damenwelt herein, erheb dich zart — Ein echter Gentleman versteht das ganz apart. — Stellt man dich vor, so mach kein dumm Gesicht — Vor allem aber lach und grinse nicht — „Freut mich sehr," „sehr angenehm" und „große Ehre" — Solch' Worten deine kluge Zunge wehre — Die Redensarten stammen aus der alten Welt — Einsch'nen Verbeugen zeigt den Tagesheld — Kommt dann das Plaudern langsam jetzt in Fluß — Dann acht vor allem noch einmal auf deinen Fuß! — Stell' schön den einen nahe bei den andern — Vor allem laß das rechte Bein nicht über's linke wandern — Sprich nicht zu viel, der Weise weiß zu schweigen — Und darin gerade seine Ueberlegenheit zu zeigen — Bleib nicht zu lang, ein Viertelstündchen nur — Gestattet zum Besuch dir heut' die Anstandsuhr — Und nun paß auf, wenn's geht ans Retirieren — Fortkommen mit Geschick, das wird dich zieren. — Zuerst verbeug dich vor den holden Damen — Dann vor den Gästen, die noch etwa kamen — Greif nach dem Hut und zieh mit klugem Blick — Dich nach der Türe fein und still zurück — Hier reich dem Hausherrn freundlich deine Hand — Und dann — noch immer das Gesicht zum Saal gewandt — Verbeug noch einmal dich tief an der Türe Schwelle — Und tritt hinaus dann in die Tageshelle — Herr Referendar nicht fallen, hör besorgt ich rufen. — Ei ja, gib Acht, im Gange sind vier hohe Stufen — Cylinder auf, das Werk ist nun vollbracht — Der Referendar hat's wirklich fein gemacht — Nachdem vorher noch einmal er den Hausherrn hat gegrüßt — da kehrt er fröhlich heim; und balde fließt — Aus schönem Mund dein Lob durch unsres Städtchens Straßen — Der neue Ref'rendar, man müßt's ihm lassen — Will ganz zu uns und unsrer Bildung passen — Er ist ein Mann, so fein, die ihn kriegt mit — Die macht von unsern Töchtern hier den feinsten Schnitt.

Der Referendar setzte die Feder ab. Die Pfeife war unter dem Strömen der poetischen Gedanken ausgegangen. Ein langer Fidibus wurde genommen, neues Feuer entzündet. Dann drückte sich unser Dichter im Bewußtsein seiner Leistung in die Sofaecke, zog zum letztenmale die Füße herauf und las einmal und zweimal sein Manuskript — Und das nicht ohne Nutzen — Denn wie er uns erzählte, hat er gleich am folgenden Tage beim ersten Besuch im Hause des Bürgermeisters durch seine feinen Formen alle für sich eingenommen und da er in seiner liebenswürdigen Weise auch anderen gerne helfen wollte, überließ er uns seine wertvolle Dichtung, damit wir sie zu Nutz und Frommen solcher, die sich in ähnlicher Lage befinden, veröffentlichen könnten.

Nachschrift. Eben lese ich in der Zeitung: Die Verlobung unserer Tochter Bertha mit Herrn Referendar Hans Fitzlibum zeigen ergebenst an

N. N., den 1. Mai 1897.
Bürgermeister Eduard Glücklichmann und Frau.

Der erste Schulgang.

Zur Schule soll der kleine Fritz zum ersten Mal. — Ach Mutter, ruft er, welche Qual! — Was liegt ihm heut' an seinem neuen Rock. — Er sieht ja nur des Lehrers großen Stock. — Da schreitet er, von Vaters Hand gezogen — Den Kopf und Hals ganz weit zurückgebogen — Gleich einem Vieschen, das mit trübem Blick — Am Halfter nach dem Stalle schaut zurück. — Nun ist er da, die Schultür tut sich auf, — Viel kleine Bürschchen stehen da zu Hauf — Nun hat nach vielen langen Fragen, — Der Lehrer all die Namen eingetragen. — Jetzt in die Bank, wer mag das Leid ermessen, — Wenn's bald schon heißt: das Mündchen zu und still gesessen. — Welch lange Zeit, bis zehn Uhr auszuhalten. — Guckt nicht die liebe Mutter durch der Türe Spalten — Und holt ihn heim aus dieser großen Stube? — So denkt und sinnt und hofft der kleine Bube — Die Schul ist aus und jvorwitzreiches nun nach Haus. — Mutter, Mutter, ruft der kleine Mann, — Hör einmal nur, was ich schon alles kann; — Ich weiß, du wirst mich loben. — Ich kenn' schon links und rechts, was unten ist und oben — Und wie die Hand man ineinander legt — Und daß kein Füßchen in der Bank sich wegt. — Wie man die Tafel putzt, den langen Griffel hält. — Der Mutter all das auch so wohl gefällt, — Daß sie ans Herz den kleinen Weisen drückt. — Von seiner ersten Wissenschaft so ganz entzückt. — Was mag wohl noch aus diesem Jungen werden? — Ein zweiter Salomon, ein neuer Stern auf Erden.

Wozu Fritzchen auf der Erden war.

In N. waren der Schüler so viel aufgenommen — Daß nicht alle in den Bänken konnten Platz bekommen — Sie wurden drum auf den Boden gesetzt — Klein Fritzchen unter ihnen zu allerletzt — Nun kam an einem der nächsten Tage, — Der Religionslehrer an die erste Katechismusfrage — Er hat sie, so dünkt ihn, gründlich erklärt — Und dann von den Kleinen denn auch begehrt — Sie müßten ihm alle in der nächsten Stunde — Mit deutschen Worten und lautem Munde — Die erste Frage beantworten können — Auch Fritzchen ist unter denen zu nennen — Die heute von ihrem ersten Wissen — Dem Lehrer Rechenschaft geben müssen — Also, Fritzchen, wozu bist du auf Erden? — Die Antwort will so schnelle nicht werden — Doch dann tut auf sich der Weisheitsmund — Und laut und kräftig klingt's in der Rund — „Warum ich hier auf der Erde sitz — Nun, weil in der Bank kein Platz" — sagt Fritz.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 21. April 1912.

In der Münsterkirche.

Hl. Messe: $5^1/_2$. — $6^1/_2$ (Komm. d. Jugendv.). — $7^1/_2$ (Pred.). — $8^1/_2$ (Pred.). — $9^1/_2$ (Hochamt). — 11 (Pred.).
Andacht: $2^1/_2$ (Christenlehre). — 5 (m. Pred. f. d. Jugendvereine).

In der St. Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7 (Komm. d. Jungfr.-Kongr.). — 8 (Pred.). — 9 (Pred.). — 10 (Hochamt). — $11^1/_2$ (Pred.).
Andacht: 3 (Osteramd.). — 4 (Jungfr.-Kongr.). — 5 (Rosenkr. m. Pred.).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: $6^1/_2$. — 8 (Pred.) — $9^1/_2$ (Hochamt).
Andacht: $2^1/_2$. — 6.

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: $5^1/_2$. — 7 (m. Pred. u. Komm. d. Schule entl. Knaben der 2 Jahrg.). — $9^1/_2$ (Hochamt). — Andacht: $2^1/_2$.

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 8 (m. Pred.). — Andacht: 5.

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5.

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 8 (Gemeinsch. hl. Komm.) — Andacht: $2^1/_2$ (Pred.).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9 (Pred.) — Andacht: $5^1/_2$.

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 6. — $7^1/_4$. — 8. — 9. — Donnerstag $6^1/_2$ St. Marcus Bitt-Prozession. — 8 (Segensamt).
Andacht: Donnerst. 6 (Segen). — Samstag 6 (Salve).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — $7^1/_4$. — $7^3/_4$. — $8^1/_2$.
Andacht: Donnerstag 6 (Sakraments). — Samstag 6 (Salve).
Mittwoch von 5 Uhr ab Gelegenheit zu Beichten.

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: $6^1/_2$. — $7^1/_4$.

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: $6^1/_2$. — $7^1/_4$.

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: $7^1/_4$. — Donnerstag 7 (Bittbochamt).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: $7^1/_2$. — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: $7^1/_4$. — Donnerstag m. Segen. — **Andacht: Samstag** 5 (Salve).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — $7^1/_2$. — (Täglich Gelegenheit zur Beichte.)

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höneler, Rektor, Cöln-Melaten.

Nr. 16. | Sonntag, den 21. April. | 1912.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 21. April. Anselm, Silvius.
Montag, 22. April. Sother u. Cajus, Lothar.
Dienstag, 23. April. Georg, Adalbert.
Mittwoch, 24. April. Albert, Fidelis v. Sigmar.
Donnerstag, 25. April. Markus, Erminus.
Freitag, 26. April. Ferdinand, Klitus
Samstag, 27. April. Anastasius, Petrus Canisius.

Evangelium am 2. Sonntag nach Ostern.

Evangelium: Johannes 10, 11—16,

„In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der nicht der Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht: und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, weil er ein Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen Mich, wie Mich der Vater kennt und Ich den Vater kenne; und Ich gebe mein Leben für meine Schafe. Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß Ich herführen, und sie werden Meine Stimme hören: und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden."

„Ich bin der gute Hirt".

Wie herzgewinnend klingt das Wort des Herrn: „Ich bin der gute Hirt!" Die ganze Fülle seiner sanften, sorgenden, hingebenden Liebe spricht daraus und zieht uns an mit süßer Gewalt. Noch immer übt der Heiland sein Hirtenamt; er hat es vervielfältigt in seinen Stellvertretern, denen er seine Herde anvertraut hat. Für die Herde ist sein Wort ein milder Trost, für die Hirten aber eine ernste Mahnung. Sie sollen seine Hirtenliebe und Hirtensorge nachahmen und sich nicht als Mietlinge zeigen.

Zu diesen gottgesetzten Hirten gehören auch die Eltern. Ist ihre Herde auch nur klein, so ist ihre Verantwortung um so größer, weil ihr Einfluß so groß ist. Kein Seelsorger und kein Lehrer kann so tief einwirken auf das Herz des Kindes, wie Vater und Mutter; die Eltern sind mit den Kindern aufs engste verbunden durch die Bande des Blutes, sie halten vom ersten Tage an das Kinderherz in ihrer Hand, sie stehen durch das Zusammenleben im Familienkreise in steter Berührung mit ihnen. Die Eltern geben meistens den Ausschlag für die Richtung, die das Leben des Kindes nimmt.

Wie wichtig ist es also, daß Eltern gute Hirten sind, und wie schwer ist ihre Verantwortung, wenn sie als Mietlinge befunden werden! Wollte man nun die Pflichten der Eltern im einzelnen erörtern, so müßte man ein Buch schreiben. Wir weisen heute nur auf Eins hin; es ist ein Punkt von der größten Wichtigkeit, denn es trifft ein Hauptgnadenmittel: das Gebet. Die Eltern haben die Pflicht, die Kinder beten zu lehren, sie zum Gebete anzuhalten und ihnen die Gewohnheit des Gebetes einzupflanzen. Wenn die Kinder das Gebet nicht mitnehmen aus dem Vaterhause, wo sollen sie sich dann diese fromme Uebung aneignen? Und wenn die Kinder die Uebung des Gebetes vernachlässigen, wie sollen sie sich retten? Auf diese Elternpflicht muß um so nachdrücklicher und kräftiger hingewiesen werden, als in unsern Tagen der Geist des Gebetes mehr und mehr schwindet zum Schaden der Einzelnen und der ganzen Gesellschaft. Die Welt ist krank, weil sie nicht betet; das Gebet ist der Atem der Seele, des Pulsschlag des übernatürlichen Lebens. „Wer gut betet, der lebt auch gut," sagt Sankt Augustin, „wer schlecht betet, der lebt schlecht."

Seid ihr gute Hirten, christliche Eltern? Führt ihr eure Schäflein eifrig und sorglich auf diese Seelenweide, oder laßt ihr die jungen Herzen verkümmern und verkommen in Lauheit und Gottvergessenheit? Wie steht es mit dem Tischgebet? Wird mit Ernst und Strenge darauf gehalten? Am besten wäre es, wenn es gemeinschaftlich gebetet würde. Sorgt ihr auch dafür, daß die Kinder ihr Morgen- und Abendgebet verrichten? Das sind wichtige Fragen, es sind geradezu Lebensfragen für den christlichen Geist in der Familie und für das Seelenheil eurer Kinder.

Gemeinsam beten — was kann schöner und segensreicher sein? Da wirkt das Beispiel des einen auf den andern, da weckt oder ergänzt die Andacht des einen die des andern, da wird ein schönes Bekenntnis des Glaubens abgelegt, da wächst die Liebe und Achtung des einen gegen den andern, da erfüllt sich endlich des Herrn Wort: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen."

Der gute Hirt.

Denkst Du nicht mehr des guten Hirten Klagen,
Da er durch Nacht und Wüste Dich gesucht?
Wie er auf seinen Schultern Dich getragen,
Als Dich zu Boden drückt' der Schulden Wucht?

Er zürnt Dir nicht, ob Du ihn auch geflohen,
Er will nur eins, daß Du ihn liebest jetzt,
Nachdem geängstigt Dich der Hölle Drohen,
Nachdem die Welt Dich müde hat gehetzt.

Ruhst Du nicht gut auf Deines Heilands Armen,
Lägst lieber Du im Dorngestrüpp zum Tod?
O laß an Deines Heilands Herz erwarmen
Dein starres Herz, still' seiner Liebe Not!

Was kann so Bittres Dir am Kreuze sprießen,
Was kann beim Herrn so Schweres Dir geschehen,
Das seines Herzens Blut nicht könnt' versüßen,
Das seiner Lieb' vermöcht' zu widerstehn?

War süßer denn der Dorn, der Dich zerrissen,
Als Deines Heilands dorngekröntes Haupt?
Und möchtest lieber Du die Lust nicht missen,
Als Schuld, die solchem Hirten Dich geraubt?

Dankbare Ostergäste.

Als der göttliche Heiland die zehn Aussätzigen geheilt hatte, kehrte nur einer zurück, um ihm zu danken. Da rief der Herr vorwurfsvoll aus: „Sind nicht zehn rein geworden, wo sind denn die neun?“ Die Undankbarkeit betrübte ihn.

Auch jetzt noch immer wiederholt sich dieser Vorfall. Gerade in der Osterzeit wird so mancher durch Christi Wort geheilt vom Aussatze der Sünde, und das nicht allein, sondern auch gespeiset am Tische des Herrn. Wie viele zeigen sich wirklich dankbar dafür? Und doch ist die Dankbarkeit eine so schöne edle Tugend und bringt dem Menschen so viele neue Gnaden!

Wie sollen wir uns denn dankbar erweisen? Darauf läßt sich viel antworten, mit mancher guten Lehre und heilsamen Mahnung. Wir wollen diesmal nur zwei Punkte hervorheben, die von besonderer Bedeutung sind, von so großer Bedeutung, daß ihre Beachtung bei den meisten bald einen völligen Umschwung zur Besserung herbeiführen würde.

Der erste Punkt besteht darin, daß wir halten, was wir in der Beichte versprochen haben. Wir meinen hier nicht das allgemeine Versprechen, die Sünden zu meiden, wie es im guten Vorsatze enthalten ist, sondern die besondern Versprechungen, die der Beichtvater dem Beichtkinde abnimmt.

Der Beichtvater ist nicht blos Richter, der über die Würdigkeit des Beichtenden für die Lossprechung zu urteilen hat; er ist auch Seelenarzt und hat die nötigen oder heilsamen Mittel und Wege zur Besserung anzugeben. Oft sind die gewöhnlichen Tugendmittel ausreichend, mitunter aber müssen besondere Forderungen gestellt werden. Oft braucht der Beichtvater nur kurz auf das eine oder andere hinzuweisen, weil er sieht, daß das Beichtkind schon von selbst ernstlich auf sein Seelenheil bedacht ist.

Mitunter aber muß er sich fest und heilig versprechen lassen, daß das Beichtkind dies oder jenes tun oder meiden wolle. Das gilt nicht blos von der Wiedererstattung des unrechten Gutes; denn da versteht es sich ganz von selbst, und jeder Christ weiß, daß er dazu streng verpflichtet ist. Es gilt auch von allem, was der Beichtvater verlangt als Mittel zur Besserung, sei es, was es sei. Das wird nicht immer so ernst genommen, und mancher sagt zu, um nur fertig zu werden, nachher aber denkt er nicht daran, sein Wort zu halten. Und doch kann ein solches Versprechen so wichtig sein, daß die Gültigkeit der Lossprechung von der Aufrichtigkeit dieses Versprechens abhängt, wie es z. B. bei einer freiwilligen nächsten Gelegenheit zur Sünde leicht der Fall sein kann.

Wenn jemand im gewöhnlichen Leben ein ernstes Versprechen abgegeben hat, dann scheut er sich, es zu brechen, sofern noch etwas Ehrgefühl in ihm wohnt. Wie kommt es, daß ein Versprechen, welches er Gott selbst in der so wichtigen Sache des Seelenheiles gegeben hat, oft so leichtfertig unerfüllt gelassen wird? Es ist nicht einem Menschen gegeben, sondern Gott dem Herrn, dessen Stelle der Beichtvater vertritt. Es ist gegeben in einer Stunde, wo der Mensch von Gott eine große Gnade empfangen soll. Schon die Pflicht der Dankbarkeit fordert es, dies Versprechen zu halten, ganz abgesehen von der Pflicht der Treue und der Fürsorge für das Seelenheil.

Man soll sich nicht einreden, daß es so ernst und wichtig nicht zu nehmen sei; so denkt ein weltlich gesinnter Christ, der kein richtiges Urteil hat über den Wert der Dinge. Man soll sich auch nachher nicht damit beruhigen, daß man denkt: es ist zu viel verlangt. In den meisten Fällen liegt eine arge Selbsttäuschung vor; wenn der Mensch etwas ungern tut, dann pflegt er zu sagen: „Ich kann es nicht.“

Der Herr aber hat gesagt: „Das Himmelreich leidet Gewalt.“ Glaubt man einen vernünftigen Grund zu haben gegen die Forderungen des Beichtvaters, so bringe man ihn gleich vor; man soll nicht leichtfertig versprechen und eben so leichtfertig das Versprechen brechen.

Nicht selten läßt der Beichtvater sich das Versprechen geben, daß das Beichtkind in kurzer Frist wieder zur Beichte kommen und überhaupt öfter zu den hl. Sakramenten gehen werde. Kein Versprechen wird in der Osterbeichte so oft gegeben und nachher so viel gebrochen.

Sehen wir nun aber von dem Versprechen ab und betrachten die Sache nur vom Gesichtspunkte der Dankbarkeit. Jeder Christ, der zum Tische des Herrn geht, dankt für die große Gnade, die ihm zuteil wird. Und das mit vollem Recht. Nun fordert der Herr ihn auf, recht bald wieder an seinem Tische zu erscheinen, er läßt ihn auf's dringlichste dazu einladen —

aber der Gast kommt nicht wieder, lange Zeit nicht, vielleicht in Jahresfrist nicht. Wie stimmt da Wort und Leben? Wenn der Christ die Gnade wirklich so hoch schätzte, wie er sagt und wie sie es verdient, würde er sich dann so lässig zeigen? Darin liegt doch eine große Geringschätzung und ein Mangel an Dankbarkeit. Der Sünder mag noch so viel und schwer gesündigt haben, wenn er nach der Osterbeichte im Eifer verharrt und fleißig die Gnadenmittel anwendet, dann ist er ein dankbarerer Gast, als der laue Christ, der sich vielleicht nicht so sehr verfehlt hat, der aber voll Kälte und Gleichgültigkeit nach der Osterbeichte fernbleibt.

Zeigen wir uns dankbar wenigstens in diesen beiden Punkten, daß wir unser Versprechen halten und bald wieder zum Tische des Herrn gehen.

Halbheiten.

Was die Frühlingssonne für die Erde, das ist die österliche Zeit für die Seelen. Sie sollen auferweckt werden zu neueme besserem Leben. Möchte es nur für alle eine Mai- und nich, eine Märzsonne sein. Die erste nimmt zu an Kraft, die März, sonne aber scheint auf einmal hell und warm, lockt die Triebt heraus und am andern Tage, von schwarzen Wolken umhüllt- durch kalte Graupenwetter ihrer Kraft beraubt, ist die Wärme verschwunden, die Weiterentwicklung der Triebe stockt, die eben sich hervorwagenden Blüten erfrieren und der folgende Herbst ist ohne Frucht.

Wie vielen von denen, die Ostern halten, geht es leider ebenso. Beim Empfange der hl. Sakramente lassen sie für eine Stunde sich von der Gnade erwärmen und gute, ernste Vorsätze sprossen unter dieser Wärme in ihrem Herzen auf. Aber bald begeben sie sich wieder in die nämlichen bösen Gelegenheiten und setzen ihr kaum zum Besseren erwachtes Seelenleben neuen Schauern und Stürmen aus. Oder sie vernachlässigen ihr Gebet und der Nebel und die Wolkenschleier der Augen- und der Sinnenlust und der Hoffart des Lebens legen sich wieder naß und kalt auf die guten Regungen des Gemütes, die zu höherem sich erhoben hatten. Der Empfang der hl. Sakramente zur Osterzeit ist dem Strahl der Märzsonne ähnlich gewesen. Er hat das Gute angeregt, aber es nicht zu entwicken vermocht. Die Seele fiel wie die Natur bald wieder in die alte Starrheit zurück. Gebe Gott, daß es bei unsern Lesern nicht so ist, daß sie durch Gebet und Wachsamkeit und durch bald wiederholten Sakramentenempfang das Feuer der Liebe Gottes unterhalten und schüren, das durch eine würdige Osterbeichte und Kommunion in ihnen von neuem ist entzündet worden.

Das Sandkorn.

Weit, weit vor der Stadt lag das kleine, unscheinbare Sandkorn neben Millionen seines gleichen, die einen kleinen Hügel bildeten. Die Kinder tummelten sich darauf und spielten damit, sie erzählten einander schöne Dinge von Stadt und Land, aber keines dachte daran, das kleine Sandkorn mit sich zu nehmen. Aber was wollte das Sandkörnlein in der Stadt tun?

Es sah, wie die Blume blüte, um gepflückt, wie das Korn reifte, um geschnitten zu werden; wie aus dem Bäumlein ein Baum wurde, woraus man ein stattliches Schiff machte, das in den Fluß gesetzt wurde, um bis an das Meer zu fahren. Es sah, wie alles seine Bestimmungen hatte, um in der Welt nützlich zu sein; nur das kleine unscheinbare Sandkorn lag unbeachtet und verworfen abseits des Weges.

Wie gern wär es nützlich geworden, aber niemand sucht es; es war ja gar so klein und — unscheinbar.

Wäre es doch größer gewesen — ein Knabe hätte es wenigstens für seine Schleuder benutzt; oder wertvoller: jedes Körnchen Diamant wird gesucht, aber ein einziges Sandkorn? Gibt es etwas Unscheinbareres?

Wie es so sann, kamen zwei große, starke Pferde mit einem mächtigen Wagen heran, und ein Mann begann den Sand hinauf zu werfen.

„Wie rauh und achtlos er mit uns verfährt,“ klagte ein anderes Sandkörnchen und hüpfte von der Schaufel herab, indem es fortfuhr: „Ich lasse mich nicht mit den anderen zusammenwerfen, ich warte, bis jemand kommt, der meinen Wert schätzt und mich allein benützt; wer wird mich unter so vielen beachten?“

„Ich gehe mit!“ sagte unser Sandkorn. „Allein bin ich unnütz, aber vereint mit anderen vielleicht doch nützlich!“

Wie ein König thronte es auf dem vollbeladenen Wagen, und es tat ihm so leid, daß die beiden Füchse so schwer zu ziehen hatten.

„Wenn wir mitsammen schon so schwer sind, können wir auch mitsammen nützlich sein. Einzeln würde mich ein Vogel forttragen, und vereint sind wir eine Macht!“

Wohl dachte es oft: „Wäre ich nur ein großer Stein, da könnte ich in jedem Hause prangen und viele, viele Jahre ausdauern!“

Endlich bog der Wagen von der Landstraße ab und fuhr in eine große, schöne Stadt.

„Hier soll man mich brauchen?“ frug sich das Sandkorn. Inmitten der schönsten Häuser hielten die Pferde auf einem großen, prächtigen Platze, wo man eben einen schönen Bau begonnen.

„Wie schön ist es hier!“ jubelte es und dachte an den einsamen Gefährten auf der Landstraße.

Man brauchte es nicht zum Fußboden und nicht zur Decke, aber man fügte das Sandkörnlein mit dem Mörtel in die hohen, stattlichen Mauern ein. Als der große, schöne Dom fertig war, da saß unser Sandkörnlein fest in der Ritze zwischen den Steinen und freute sich, daß es mitbauen geholfen hatte an dem großen, schönen Werke zur Ehre Gottes.

So ist es im Vereine mit vielen nützlich geworden und beneidenswerter als der größte Stein eines einfachen Hauses; draußen auf der Landstraße aber wartet das zweite Korn auf den, der es suchen soll, doch es kommt niemand.

Suchen wir im Vereine mit den andern nützlich zu sein und den kleinen Platz auszufüllen, den Gott uns angewiesen; so können wir nützlich sein, sind wir noch so klein, unscheinbar und ungesucht. So sind wir vielleicht glücklicher als auf einem Ehrenplatze, und es würde auch niemand kommen, um uns dafür auszuwählen.

Schelten und Schimpfen.

Jeder, der mit Untergebenen irgend welcher Art zu verkehren hat, weiß, daß es dabei nicht immer im Guten abgeht, daß zuweilen manches derbe Wort fällt. Diese Erfahrung machen Eltern an ihren Kindern, Lehrer den Schülern, Herrschaften den Dienstboten, Vorgesetzte den untergebenen Beamten gegenüber, und wir würden sie wohl auch ausnahmslos an uns selbst machen, wenn wir in ähnlicher Lage uns befänden und in einem dienstlichen Verhältnis ständen. Waren wir doch als Kinder auch mitunter ungezogen, als Schüler unfolgsam, beim Lernen ungeschickt, in mancherlei Verrichtungen lässig.

Sollte uns diese Erinnerung nicht zur Nachsicht und zur Vermeidung grober Scheltworte mahnen, die uns seiner Zeit wenig behagten? Aber freilich ein tadelndes Wort, eine Mißbilligung wird sich jeder gefallen lassen müssen, der in irgend welcher Abhängigkeit steht. Es gibt ja auch Menschen, von denen man im Guten nichts erreicht, die ohne ernstliche Zurechtweisung sich gar nicht wohl fühlen, sei es aus angeborener Leichtfertigkeit, sei es durch vieles Schelten abgehärtet. Diese Abgestumpftheit gegen Scheltworte zeigt eben, daß damit nicht viel ausgerichtet, meist sogar ein Mißerfolg erzielt wird. Schelten ist übrigens das Zeichen einer gewissen Ratlosigkeit der Dummheit oder Böswilligkeit gegenüber, und man kann sagen, je mehr Schelten einer braucht, ein desto schlechterer Erzieher ist er.

Aber Schimpfworte gebrauchen, ist stets ein Zeichen mangelnder Selbstbeherrschung, wo nicht gar von Roheit. Die beliebten Schimpfnamen aus dem Tierreiche sind eigentlich des Menschen unwürdig, aber leider sind das noch nicht die schlimmsten, der widerwärtigen Fluchworte gar nicht zu gedenken. Man würdigt sich durch deren Gebrauch stets selbst herab, ein Teil des Schimpfens fällt immer auf den Sprechenden zurück. Möchte man doch ein Wort nicht so oft hören, daß leider allgemein geläufig ist: „Du bist verrückt!“ Dies häßliche Wort fährt Manchem so halb von selbst heraus, ohne daß er etwas besonderes dabei denkt, und als ob es kein großes Unglück wäre, seinen Verstand zu verlieren! Wer weiß denn, ob er seiner geistigen Kräfte so sicher ist, daß er sie nie einbüßen könnte? Einen unbeschreiblichen Eindruck machte es auf mich, als ich diesen Ausdruck von einem Manne gebrauchen hörte, der dem Größenwahne nahe war und bald darauf in eine Anstalt gebracht werden mußte! Er hatte diese Worte früher öfters gebraucht, sein Gedächtnis hatte sie sich tief eingeprägt, und wie Hohn klangen sie jetzt von den Lippen des Schwachsinnigen.

Wenn man trotzdem ein derbes, kräftiges Wort für eine ehrlose Handlung gebrauchen, einen groben Keil auf einen Klotz setzen muß, so wird man erfahren, daß durch die Vermeidung von Schimpfwörtern der Erfolg für gewöhnlich durchaus nicht in Frage gestellt ist. Hat man Ursache zu ernsten Zurechtweisungen und zum Tadeln der Untergebenen, so tue man es ohne Leidenschaft, weil man leicht über das Ziel hinausschießt, und höre endlich auch wieder auf; der ganze Zweck wird nämlich verfehlt, wenn man kein Ende finden kann und alte, oft gerügte Versehen immer wieder von Neuem hervorzieht und dem Schuldigen vorwirft. Was vorbei ist, soll nun endlich auch vergessen und begraben sein, denn das Aufwärmen alter Vorfälle ist stets etwas sehr lästiges. Der Getadelte fühlt, daß ihm zu viel geschieht, er wird mürrisch und widerspenstig, wenn man im Eifer zu weit geht. Also in Ruhe und mit Maß!

Endlich sei erwähnt, daß es in vielfacher Hinsicht auch ein Lob ist, wenn von Einem oder Einer gesagt wird, er oder sie „sei immer am Schimpfen.“ Manche Menschen, von Hause aus ohne Erziehung, halten jeden berechtigten Tadel für „Schimpfen“. Zeigt eine Frau dem unerfahrenen Dienstmädchen, das weder eine Stube besenrein zu fegen noch einen Teller sauber zu waschen versteht, wie man solche Arbeiten macht, sagt sie ihm, es solle die Türen nicht schlagen, die Stühle nicht an die Wand stellen, die Geschirre nicht stoßen usw., so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß eine solche Frau bald auf Meilen weit bei allen faulen und dummen Dienstboten im Gerüchte steht, sie sei immer am „Schimpfen“. Das ist aber eine Ehre und ein Lob.

Wie der Referendar Fitzlibum sich auf die ersten Besuche vorbereitete.

War da der junge Referendar Fitzlibum nach bestandenem Examen in eine kleine Kreisstadt gekommen, um dort bei einem Friedensrichter eine Hülfsstelle zu bekleiden und sich weiter auszubilden für seinen Beruf. Fitzlibum war ein tüchtiger Mensch, hatte einen klaren Verstand und mit demselben fleißig studiert. Aber er war auch Student geblieben von Kopf bis zu Fuß. Salamander reiben und kommandieren, einem einen Halben kommen, Bierzeitungen machen, Blechpauken halten, das alles hatte er schon in seiner Gymnasialzeit versucht und auf der Universität war ihm keiner darin über gewesen. Sonst aber hatte er sich wenig um feinere gesellschaftliche Formen und Gepflogenheiten gekümmert. Seine Bücher und die Pfeife und des abends die Kneipe waren ihm Gesellschaft genug gewesen. Um so mehr war er in dieser Beziehung etwas zurückgeblieben, als ihm Familienabende und Tanzkränzchen Dinge waren, die, hätte er ein neues Recht zu schaffen gehabt, er sicher unter Strafe gestellt haben würde. Nun aber in seiner neuen Stellung, wurde die Sache ernst, er mußte doch den Honoratioren des Ortes, dem Bürgermeister, dem Doktor und dem Apotheker eine Visite machen und dabei, so vernahm er, hätten diese Väter die Gewohnheit, den jungen Herren Referendaren auch ihre Frauen und herangewachsenen Töchter vorzustellen. Früher hatte er nur Besuche bei seinen Füchsen oder Verbindungsstudenten gemacht, Zigarren und Bier verlangt, die Beine auf's Sofa ausgestreckt, den Hund daneben, und ohne jede Gene sich ganz studentenmäßig betragen. — Daß er aber mit diesen gesellschaftlichen Gewohnheiten sich sogar hier in dem Kreisstädtchen gründlich blamieren und seinen guten Ruf für immer auf's Spiel setzen würde, war ihm klar. Was zu tun? Er reist zuerst zur Großstadt und kauft sich ganz still ein Buch „vom guten Ton“. Als er nun des Abends, wie gewöhnlich auf dem Sofa liegend und die lange Pfeife rauchend, in dem Buch das Kapitel vom „Antritts-Besuch“ durchlas, wurde es ihm von all den zu beachtenden Regeln ganz wirr im Kopf. — Er war sicher, er würde sie nicht alle behalten. Da kam ihm auf einmal ein glücklicher Einfall. Wie wäre es, überlegte er, wenn du die ganze Geschichte in Knittelverse faßtest und auswendig lerntest. Der Gedanke schien ihm besondere Freude zu machen. Schmunzelnd schritt er einige Male im Zimmer auf und ab, brannte sich eine frische Pfeife an, nahm die Feder und schrieb folgende Regeln nieder:

Willst du Besuch bei feinen Leuten machen — Dann denke ja vor allen anderen Sachen — Zunächst schön an dein eigenes Ich — Und achte, wie du kleidest dich — Leg' feine Wäsche an, schneeweiß, ganz ohne Tadel — Und unter einer diamantenen Vorstecknadel — Schmücke dich mit einer hellen Halskrawatte. — Du schwärmst für Frack? — Doch den ohn' Ueberrock dir nicht gestatte — Damit man nicht, o weh, den neuen Ref'rendar — Im Städtchen für 'nen Kellner halte gar — Die Stiefel blank, hell Handschuh nicht vergessen — Ein heller Hut jedoch, das wär vermessen. — Nur der Cylinder hoch und unbestaubt — Er ziere stolz und fest dein edles Haupt — Bist du nun so parat zur Staatsvisite — Dann nimm die Uhr und sieh, ich bitte —